
Die Schwelle

Eine Prüfung des Geistes

Willibald Hopfgartner / Bozen

Das neuzeitliche Bewusstsein denkt die Wirklichkeit vornehmlich in den Kategorien von Linearität und Berechenbarkeit. Die Schwelle hingegen bricht die Linearität, sie gehört zu den Elementen der Diskontinuität. Die Schwelle markiert eine Grenze, die dem Menschen in seinem Weltzugriff gesetzt ist. Der Philosoph *Johann Gottlieb Fichte* hätte gesagt: Sie markiert den Unterschied zwischen Ich und Nicht-Ich. So geschieht es schon auf den Wegen durch die Natur: ein Bach, eine Felswand, eine Gletscherspalte – es sind die Schwellen, die uns die Natur setzt und die mit ihrem Hindernis auch unserem Ich Einhalt gebieten. Wir möchten für unser Leben die Wege frei haben, und wenn sie nicht frei sind, die Hindernisse in raschem Schwung überwinden.

Die Schwelle gebietet Einhalt und reizt zur Überschreitung

Es ist aber dann die Frage, was wir uns angesichts dieser Schwellen leisten können, ohne uns in Gefahr zu bringen. Mit dem naiven Anspruch, den Weg frei zu haben, hat es jedenfalls vor dem Hindernis ein Ende. Ich muss anerkennen, hier geht es nicht so weiter, wie ich möchte. Andererseits gilt auch: Die Schwelle reizt durch das Unbekannte, das dahinter liegt. Sie weckt Neugier. Sie lädt zum Risiko ein, etwas Neues zu entdecken. Man muss nun abwägen, ob man die Schwelle überschreiten oder innerhalb der durch sie gesetzten Grenzen bleiben will. Die Schwelle setzt jedenfalls ein Nachdenken darüber in Gang, ob ich weiter will oder lieber bleiben soll.

Im Laufe seiner Entwicklung hat der Mensch immer bessere Mittel gefunden, die ihm von der Natur gesetzten Grenzen zu bewältigen. Wir können sagen: Die Natur überwinden wir mit jenem Teil der Kultur, den wir Technik nennen. So führt die Brücke den Weg über den Bach, schützt die Waffe vor dem wilden Tier und halten Dach und Mauer Wind und Wasser draußen. Die Grenzen, die uns durch den Körper gesetzt sind im Sehen, Hören, Mitteilen überwinden wir durch Brille, Fernrohr, Telefon und Schrift. Auf diese Beispiele gestützt, bezeichnet Sigmund Freud den Menschen als „Prothesen-Gott“.¹ So markiert die Schwelle zunächst die dem Menschen von der Natur gesetzte Grenze der Weltbemächtigung.

¹ Vgl. S. Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*. Wien 1930, 48–51.

gung und fordert ihn zugleich heraus, sie zu überschreiten. Die Schwelle sagt uns: Du kommst hier an eine Welt, die den Zugang nicht freigibt ohne besondere Anstrengung, ohne dass du dich um einen Schlüssel bemühst.

Schwelle zum Lebensraum anderer

Was wir schon in der Natur erfahren, wird in der Menschenwelt auf vielfältige Weise bestätigt. Bei einem Gebäude markiert die Schwelle den Unterschied zwischen dem Drinnen und dem Draußen. Der Zutritt steht einem nicht frei, er wird nur gewährt. Ihn zu erzwingen, wäre Gewalt. Man klingelt, klopft an und bittet eintreten zu dürfen. Das Drinnen ist ein fremder Lebensraum, eines einzelnen oder einer Gemeinschaft. Dieser Lebensraum hat andere Koordinaten als der eigene. Möbel, Ausstattung, Ordnung oder Unordnung der Dinge, all das gehört zu einem Lebensraum, den andere Menschen für sich gestaltet haben. In diesem Raum ist auch deren Geschichte geheimnisvoll präsent: Erinnerungsgegenstände, Photos, Urkunden, Bilder. Hier erscheint, was diesen Menschen wertvoll ist. Jedes Drinnen, ob es eine bescheidene Wohnung ist, ein Einfamilienhaus, eine Villa, immer birgt es auch das ganz persönliche Miteinander und die Geschichte der dort lebenden Menschen.

Die Schwelle überschreiten erfordert darum, dass man sich dieser „anderen“ Welt öffnet. Eine fremde Wohnung betreten und sich nicht interessieren für das, was man dort sieht, wäre ein grober Verstoß gegen die Höflichkeit. Oder wenn es öffentliche Gebäude sind, beachtet man ihre „Ordnung“, die Öffnungszeiten oder andere zweckdienliche Hinweise. Durch das ganze Leben hindurch stellt sich uns in allen Beziehungen und Kontakten die Anforderung, dieses Draußen und Drinnen ernst zu nehmen. Davon hängt schließlich auch unser Ernstgenommen-Werden in der Menschenwelt ab. Wer Draußen und Drinnen nicht respektiert, wird bald nicht mehr eingelassen, wo immer es sei. Die Weisheit der Bibel drückt das so aus: „Der Tor blickt durch die Tür ins Haus hinein, der Weise bleibt draußen stehen.“ (Sir 21,23).

Die Schwelle des Antlitzes

In seinem „Humanismus des anderen Menschen“ setzt Emmanuel Lévinas² bei der Phänomenologie des menschlichen Antlitzes an. Vom Antlitz strahlt eine „Hoheit“ (*seigneurie*) aus, die dem Streben nach Beherrschung des anderen die

² Vgl. E. Lévinas, *Humanismus des anderen Menschen*. Übers. von L. Wenzler. Hamburg 1989 (franz Orig. *Humanisme de l'autre homme*, 1972). Der Titel dieses Buches bezeichnet treffend das Grundanliegen des Philosophen.

Warnung entgegenhält: Hier ist deine Macht zu Ende. Du wirst nicht töten! Deinem Willen ist hier eine Grenze gesetzt. Die Gewaltanwendung ist nur ein extremes Beispiel für jede Art von Missachtung des Anderen in seinem Leib. Wenn ein Mensch es trotzdem tut, verletzt er die durch den Leib gesetzte Grenze zum anderen. Diese Schwelle darf nicht überschritten werden. Darum entschuldigt man sich, wenn man einen Menschen unabsichtlich berührt hat. Und darum gibt es die ritualisierten Formen des Grüßens, des Kusses, der Umarmung, in denen der Leib zur Sprache der Begegnung gehört. Umso verwerflicher sind die Täuschungen, um sich in das Vertrauen von Kindern einzuschleichen, um an ihren Leib zu gelangen. Man kann nur ahnen, in welchen Abgrund Kinderseelen stürzen, die solche Dinge erfahren.

Das Gegenteil davon ist die beglückende Erfahrung, wenn die Liebe die Überschreitung dieser Körper-Schwelle in Freiheit gewährt: „Als er sie berührte, sagte sie: ‚Ich dachte gerade: Wenn du mich jetzt nicht berührst, dann sterbe ich. Und du hast mich berührt.‘“³ Das Antlitz bildet auch die Schwelle zu Wort und Austausch zwischen den Menschen. Das Antlitz lädt ein, miteinander ins Gespräch zu kommen. „Als Austausch von Gedanken setzt die Sprache ... die Ursprünglichkeit des Antlitzes voraus.“⁴ Jedoch ist das Wort, abgelöst vom Gegenüber des Antlitzes, immer von der Unaufrichtigkeit bedroht. Das Antlitz hingegen „ist der Alternative von Wahrheit und Unwahrheit fremd, es kommt der Zweideutigkeit des Wahren und Falschen, die jede Wahrheit gefährdet, zuvor“.⁵

In diesem Sinn kann Peter Handke sogar einmal von der „Schönheit der Schwelle“ sprechen. Denn »Schwelle« bezeichnet das Heraustreten aus dem engen Kreis des Ichs, die heilsame Begegnung mit der Welt der anderen. Die Schwelle zeigt an, dass man jetzt den Schritt aus sich selbst heraus tut, aus der sich selbst zurechtgelegten Welt, dass man sich von sich selber abkehrt. Von einer seiner literarischen Gestalten, Sorger in „Langsame Heimkehr“, sagt Handke: „Als alleinlebender Mensch tritt er in das Nachbarhaus, wo er eingeladen ist, wo die Kinder sind, wo das Essen ist, wo das Ehepaar ist, also die Ehe da ist, die er in diesem Moment fast als Sakrament neu erlebt: da erlebt er halt die ‚Schönheit der Schwellen‘ – das ist ja auch eine Art Ausruf.“⁶

Die Schwelle als Erfahrung der Krise

Sowohl die geistige wie die gesellschaftliche und politische Entwicklung verlaufen bekanntlich nicht linear. Das Neue bahnt sich an in der voraufgehenden

³ P. Handke, *Am Felsenster morgens*. Salzburg 1998, 182.

⁴ Vgl. E. Lévinas, *Totalität und Unendlichkeit*. Freiburg, München 2002, 290.

⁵ Vgl. aaO., 291.

⁶ P. Handke, *Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen. Ein Gespräch, geführt von Herbert Gamper*. Zürich 1987, 184.

Krise eines bisher praktizierten Musters. Die grundlegende Einsicht in diese Zusammenhänge verdanken wir Hegels unerschöpflicher „Phänomenologie des Geistes“. Im menschlichen Geist wirkt eine Kraft, die ihn, in allen seinen Manifestationen, über sich hinauszieht. Trotzdem erlebt das Bewusstsein diese Kraft als Gefahr unterzugehen und als Angst, dem Neuen nicht gewachsen zu sein. Der hervorragende Kommentar von Josef Schmidt zeigt auf, um was es dabei geht:

„Zwar hat das Bewusstsein ‚Angst‘ (63,8), ja sogar Todesangst, sich aus der Beschränkung zu lösen, die ihm bisher Sicherheit und Orientierung gewährte. (...) Aber das Aufbrechen der Beschränkung kommt aus der eigenen Mitte, aus der eigenen Dynamik und prinzipiellen Offenheit. (...) Quelle der Angst ist ... das eigene Innere, die eigene Weite und Tiefe. Dabei sind die Auswirkungen vielfältig. So kann die Angst sich in der ‚Trägheit‘ (63,11) zeigen, im Widerwillen, die Beschränkung zu verlassen, aber auch in einer unverbindlichen Toleranz, die ‚alles in seiner Art gut zu finden versichert‘ (63,14), und schließlich ist auch eine Kritik, die jeden Wahrheitsanspruch als haltlos erweisen will, ein ‚Eifer für die Wahrheit selbst‘ (63,19f.), der im Grunde ‚Furcht der Wahrheit‘ (63,17) ist.“⁷ Erst wo Gott sich offenbart und im Tod des Gottmenschen den Ernst seiner Liebe bezeugt, findet der Mensch das letzte und tragende Einverständnis mit dem Dasein in der Welt.⁸

In der Folge wurde die Bewertung der Krise als Entwicklungsstufe vor allem in der psychoanalytischen Daseinsinterpretation weiterentwickelt. Exemplarisch sei hier auf Erik H. Eriksons „Identität und Lebenszyklus“ (1959) verwiesen, wo der Begriff der „psychosozialen Krise“ dazu dient, die „Schwelle“ zur jeweils nächsten der acht „Phasen“ des Lebenszyklus zu bezeichnen. „Man kann sagen, daß die Persönlichkeit in Abschnitten wächst, die durch die Bereitschaft des menschlichen Organismus vorherbestimmt sind, einen sich ausweitenden sozialen Horizont bewußt wahrzunehmen und handelnd zu erleben; einen Horizont, der mit dem nebelhaften Bild einer Mutter anfängt und mit der Menschheit endet – oder doch mit jenem Ausschnitt der Menschheit, der für das spezielle Leben dieses Menschen zählt.“⁹

⁷ Vgl. J. Schmidt, „Geist“, „Religion“ und „absolutes Wissen“. Ein Kommentar zu den drei gleichnamigen Kapiteln aus Hegels „Phänomenologie des Geistes“. München u.a. 1997, 18. Die in Klammer gesetzten Stellenangaben beziehen sich auf Hegels *Gesammelte Werke*, hrsg. von H.-F. Wessels/H. Clairmont. Hamburg 1988.

⁸ Vgl. aaO., 476f.

⁹ E.H. Erikson, *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt 1966, 58.

Die sich verschließende Schwelle

Es gibt die Schwelle zum Sinn, die einmal offen stand und sich dann verschloss. Eines der bekanntesten Worte *Rainer M. Rilkes* nimmt darauf Bezug:

„O Leben, Leben: Draußensein.
Und ich in Lohe. Niemand der mich kennt.“

Es stammt aus dem Gedicht „Komm, du letzter, den ich anerkenne“,¹⁰ in dem der Dichter den Schmerz seiner Krebserkrankung verarbeitet. Wo bisher Sinn war und Einklang mit der Welt, herrscht jetzt düsteres Alleinsein. Der Schmerz löst alle Vertrautheit mit der Welt auf. Er macht den Menschen radikal einsam und oft unerreichbar für Zuspruch und Tröstung: „Niemand, der mich kennt“. Das biblische Beispiel dafür ist Hiob. „Bin ich nicht von Finsternis umschlossen, bedeckt nicht Dunkel mein Angesicht?“ (Hi 23,17). Wozu leben, wenn Gott einem ein solches Los zuteilt, fragt er. „Warum schenkt er dem Elenden Licht und Leben denen, die verbittert sind?“ (3,20). Die Welt als ganze, soll sie mir nicht zum Ort der Erfahrung des „Absurden“ werden,¹¹ braucht eine Schwelle, die „Einlass gewährt“ zu ihrem Sinn. Wir suchen sie, wenn wir nach dem Sinn von Welt, Da-sein, auch von Leid und Tod fragen.

Der Tod ist die Schwelle, die in unserer Gesellschaft zum Tabu geworden ist, die deshalb delegiert wird an einige „Spezialisten“ in Krankenhäusern und Hospizen. Man lebt das Leben als „letzte Gelegenheit“,¹² die Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, das Maximum aus der Lebenszeit herauszupressen. Die Hinweise auf jene Schwelle, auf die jedes Leben zuläuft, verdrängt man. Die Frage nach dem „Dahinter“ wird ausgeklammert. Eine Schwelle, die aber auf nichts hinweist, die keinen Übergang markiert, ist keine Schwelle mehr. Der Weg ist zu Ende, die Spur der Schwelle verwischt.

Hier tut sich eine wesentliche Rolle der Kunst auf, nämlich das Bewusstsein des Menschen mit der Realität dieser Schwelle zu konfrontieren. Literatur, Malerei, Musik sind ohne Anwesenheit des Todesmotivs unvorstellbar. Man konnte sogar von der „Allgegenwart des Todes im Leben und in der Literatur“ sprechen.¹³ „Kunst macht sichtbar“ – dieses Diktum des Malers Paul Klee können wir wohl auch so verstehen, dass sie auf jene Schwellen aufmerksam macht, die das Alltagsbewusstsein nicht beachten will. Die verbreiteten Gottesdienste zum

¹⁰ R.M. Rilke, *Sämtliche Werke*, Bd. 2. Frankfurt 1956, 511. Der Herausgeber fügt dem Gedicht die Notiz an: „Val-Mont, wohl gegen Mitte Dezember 1926: letzte Eintragung im letzten Taschenbuch.“

¹¹ Es sei hier nur erinnert an den Klassiker von A. Camus, *Der Mythos von Sisyphos* (1942).

¹² Vgl. M. Gronemeyer, *Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*. Darmstadt 2009.

¹³ Vgl. M. Motté, *Auf der Suche nach dem verlorenen Gott. Religion in der Literatur der Gegenwart*. Mainz 1996, 179.

„Aschermittwoch der Künstler“ verleihen dieser Leistung des künstlerischen Schaffens Ausdruck. An der Schwelle des Todes begegnen einander menschliches Fragen und aus der Religion kommende Antwort(en). Die Schwelle des Todes provoziert seit jeher die religiöse Reaktion.

Unsere technisch-wissenschaftliche Welt privilegiert die naturwissenschaftliche Welterklärung. Der Sinn der Welt gehört aber nicht zu den „Tatsachen“, die naturwissenschaftlich darstellbar sind. „Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort.“ Dieses bekannte Wort *Ludwig Wittgensteins* zeigt auf,¹⁴ dass die Schwelle zum Sinn des Lebens nicht von den Wissenschaften geöffnet werden kann. Der Sinn ist eine individuelle Erfahrung, er kann nicht „gewusst“ werden, wie man eine Formel „weiß“. Er gehört zur inneren Erfahrung, er ist ein Licht, das einem aufleuchtet. Nochmals Wittgenstein: „Die Lösung des Problems merkt man am Verschwinden dieses Problems. (Ist nicht dies der Grund, warum Menschen, denen der Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar wurde, warum diese dann nicht sagen konnten, worin der Sinn bestand.)“¹⁵ Freilich wird man ergänzend dazu sagen müssen, dass dem Suchenden eine große Anzahl von Antworten zur Verfügung steht aus den Weisheitstraditionen, den Religionen, aus der Erfahrung des christlichen Glaubens; sie jedoch zu ergreifen, ist ein individueller Akt. Die Schwelle zum Sinn ist nur für den einzelnen passierbar.¹⁶

An der Schwelle des Heiligen

Es gibt eine Schwellenerfahrung, die sich heute immer mehr abschwächt, die aber bis in die jüngste Zeit von entscheidender Bedeutung war: der Übergang vom *profanen* zum *sakralen* Bereich. Der entscheidende Unterschied liegt darin: „Für den profanen Menschen ist der Raum homogen und neutral: es gibt in ihm keinen Bruch zwischen seinen qualitativ verschiedenen Teilen.“¹⁷ Für den religiösen Menschen hingegen weist der Raum „Brüche und Risse“ auf,¹⁸ die von einer göttlichen Macht her begründet sind und der dieser Raum vorbehalten ist. Der heilige Raum ist per definitionem ein abgegrenzter Raum, der für den Got-

14 L. Wittgenstein, *Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt 2003, 110f. (6.52).

15 AaO., 111 (6.521).

16 In Kafkas berühmter Parabel „Vor dem Gesetz“ kommt es gerade darauf an. Der Türhüter sagt dem Einlass begehrenden „Mann vom Lande“ (es heißt sogar, dass er ihn „anbrüllt“): „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Einlaß war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“; *Das Franz Kafka Buch*. Frankfurt 1983, 375f.

17 M. Eliade, *Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen*. Frankfurt 1984, 24.

18 Vgl. aaO., 23.

tesdienst reserviert ist.¹⁹ Was vom Raum gesagt wird, gilt ebenso von heiligen Gegenständen, von Handlungen und schließlich von Menschen, die Gott *geweiht* sind.

Die Frage ist heute allerdings, ob der Mensch der Erfahrung des Heiligen überhaupt noch fähig ist.²⁰ Die Demokratie als Lebensform verlangt tendenziell eine allgemeine und uneingeschränkte „Transparenz“, ja sogar Zugänglichkeit. Konsum und Wissen sind zwei weitere Kräfte, die wesentlich keine Abgrenzung akzeptieren, die damit auch die Grenzen zum Sakralen in Frage stellen. Wenn so der Leib des Menschen zur Ware wird, zum Stimuliermittel des Begehrens; wenn die „Herrlichkeit“ des Kosmos (dieses biblische Wort bezeichnet die Fülle, die der Schöpfer über seiner Welt ausgeschüttet hat) dem „Zufall“ zugeschrieben wird; wenn die Geheimnisse der Liturgie zur „religiösen Veranstaltung“ herabdefiniert werden – wo kann dann noch die Schwelle zur Welt des Heiligen erfahren werden?

„Wanderer tritt still herein.
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.“

So endet Georg Trakls berühmtes Gedicht „Ein Winterabend“.²¹ Es ist die Vision einer Heimkehr. Die Schwelle lässt den Eintretenden einen Schmerz erfahren, der aufbricht in der Begegnung mit dem Heiligen, das in Brot und Wein, den eucharistischen Gaben auf dem Altar, sichtbar ist. Der Schmerz kommt aus dem Kontrast zwischen dem Leben in der Gottesferne (in der Strophe vorher ist davon die Rede, dass „mancher“ auf „dunklen Pfaden“ an dieses Tor gelangt) und der sich nun plötzlich darbietenden göttlichen Gegenwart, von dem der „Wanderer“ erfasst wird. Die „reine Helle“, in der Brot und Wein aufleuchten, sind nicht Effekt einer „Installation“, wie man heute sagen würde, sondern besänftigende Wirkung der Gnade in einer verwundeten Seele.

Das Heilige ist immer Präsenz, die dem Menschen „von oben“ zuteil wird an Stätten, Bauten, Dingen, die zur Sinnenwelt gehören. Das Heilige ist immer auch Infragestellung der Lebensgewohnheiten des Menschen. Die Psalmen reflektieren darum an vielen Stellen die vom Menschen für das Betreten des Heiligtums verlangte Entsprechung von Lebensführung und Heiligkeit des Raumes. Dem

19 Vgl. O.F. Bollnow, *Mensch und Raum*. Stuttgart u.a. 1984, 144. Der Tempel als Ort des Heiligen ist von seinem ursprünglichen Wortsinn her – lat. *templum* bedeutet ursprünglich „das Herausgeschnittene“, das für einen heiligen Zweck Bestimmte – der für den Kult, d.h. für den Umgang mit dem Göttlichen vorgesehene Raum (*ebd.*).

20 Vgl. W. Hopfgartner, *Die Augen des Glaubens sehen weiter. Orientierung in unübersichtlicher Zeit*. Bozen 2010, 112–114.

21 G. Trakl, *Die Dichtungen*. Salzburg o. J., 120.

Tempel darf nur nahen, wer „reine Hände hat und ein lauteres Herz, der nicht betrügt und keinen Meineid schwört“ (Ps 24,4). Und die Opfergaben, auf die es ankommt, sind nicht Opfertiere, sondern das aus dem Herzen kommende Lob Gottes (vgl. 50,14.23 u.ö.). Der heilige Raum bricht mit der „formlosen Weite“²² des profanen Raumes, mit der „schlechten Unendlichkeit“ (Hegel) der Warenwelt, die uns draußen umgibt. Im Sakralraum der Kirche ist der Altar meist nochmals durch eine Schwelle abgehoben. Vor seinem Stufenaufbau verrichtete der Priester zu Beginn der Hl. Messe das „Stufengebet“. Bevor er an den Altar trat, wurde er durch die Stufen und die liturgischen Vorschriften noch einmal zum Innehalten gebracht. Die Psalmverse, die er hier zu rezitieren hatte, führten ihn zur Besinnung darauf, was es heißt, *introibo ad altare Dei*, ich trete hin zum Altar Gottes. Hier muss der Liturge sich selbst zurücklassen, sein Können und seine Leistungen, hier muss er alles der göttlichen Barmherzigkeit zutrauen. Und ihrem demütigen Einfallsreichtum, das Widerstreben des Menschen durch Liebe zu besiegen.

Die Schwelle, an der man abgeholt wird

»Die Schwelle« gehört in das Wortfeld der Bewegung. Man kann sie als Signal bezeichnen, das einem ein Innehalten im Vorankommen-Wollen auferlegt. So wird man sich an der Schwelle fragen: Wohin will ich? Was ist nun zu tun? Was erwartet mich? Wozu bin ich herausgefordert? Und es möchte scheinen, dass an der Schwelle Intelligenz und Tatkraft, die Leistung des Menschen also, in besonderer Weise verlangt sind. Aber schon die Erfahrung im menschlichen Mit-einander zeigt uns eine zusätzliche Wahrheit der Schwelle: Sie ist der Ort, wo man abgeholt wird. So wird man, wenn man eingeladen ist, an der Schwelle des Hauses oder der Wohnung vom Gastgeber abgeholt und hineinbegleitet.

Im religiösen Kontext ist es nicht anders. Es gibt das „normale“ Vorankommen, indem man sich am religiösen Leben der Gemeinde bzw. Gemeinschaft beteiligt, an den Gottesdiensten teilnimmt, sich die Zeit für das persönliche Gebet, Schriftlesung oder für den Dienst am Nächsten reserviert. Auch der Glaube äußert sich zunächst als Gehen auf einem Weg, der vorgezeichnet ist. Aber wirkliches Vorankommen geschieht dort, wo wir über uns selbst hinausgehen. Dieses Vorankommen wird dem Menschen geschenkt. Sich selbst überschreiten kann man nicht wollen, es ist ein Bereit-Sein für das Wirken der Gnade. Im Gebet gelange ich an die Schwelle, an der „von der anderen Seite“ Gott auf mich zu kommt. Für beide ist die Schwelle der Ort des Wartens aufeinander: des Menschen auf Gott und Gottes auf den Menschen. „Gott, du mein Gott, dich suche

²² Vgl. M. Eliade, *Das Heilige und das Profane* (Anm. 17), 23.

ich“ betet der Mensch (Ps 63); „ich stehe an der Tür und klopfe an“ sagt Christus (Offb 3,20).

Diese beiden Weisen des Vorankommens, das (vom Menschen) gewollt geplante und das (von Gott herkommende) unverfügbare, stellt Bonaventura in seinem „Pilgerweg des Menschen zu Gott“ dar. „Wenn der Aufstieg zum höchsten Gut führen soll, dann muss der Mensch über sich hinauskommen. Das aber ist nur möglich durch Hilfe von oben: Gott selbst muss ermöglichen, dass der Mensch ihm nahe kommen kann.“²³ Nachdem zuvor die verschiedenen Seelenkräfte und philosophischen Disziplinen in ihrer Leistung für den „Aufstieg“ zur Betrachtung Gottes dargetan worden sind,²⁴ wird schließlich der zentrale, aus der Franziskus-Biographie abgeleitete Begriff des *transitus* ausgefaltet:²⁵ Hier ist das Hinübergehen (*trans-ire*) gleichbedeutend mit einem Überschreiten (*ex-cedere*), und das wiederum ist eine Verwandlung und Angleichung an Christus, der diese Verwandlung (*trans-formatio*) bewirkt.²⁶ Der „Pilgerweg“ endet mit der meisterlichen Gegenüberstellung der rationalen, willensbetonten Aktivität in der Gottsuche und der mystischen Passivität, die sich ganz für Gott bereit macht: „Wenn du fragst, wie dies (der *excessus*) geschehen soll, dann frage die Gnade, nicht die Lehre, die Sehnsucht, nicht die Erkenntnis, das Seufzen des Gebets, nicht das beflissene Lesen, den Bräutigam, nicht den Lehrer, Gott, nicht einen Menschen, die Dunkelheit, nicht die Klarheit, nicht das Licht, sondern das Feuer, das ganz und gar in Brand setzt, und das durch unaussprechliche Salbung und glühende Herzensbewegung in Gott hinüberträgt.“²⁷

In einem ihrer unübertrefflichen Gleichnisse handelt davon auch die Kirchenlehrerin Thérèse von Lisieux. Die Versuche des Menschen, Gott näher zu kommen, ähneln den Versuchen eines Kindes, das mit allen Mitteln auf die erste Stufe der Treppe hinaufsteigen möchte, dabei aber dabei immer wieder scheitert. Bis dann die Mutter kommt, es auf die Arme nimmt und hinaufhebt. Gott tut nichts anderes, er verlangt vom Menschen nur den guten Willen. Das gilt vom irdischen Glaubensweg, wird aber besonders deutlich beim Überschreiten der Todesschwelle. Alles Selber-Machen kommt hier an ein Ende. Das ist der Moment, wo allein das Vertrauen auf Gott, der mich „abholt“, weiterhilft: „Bald wird er, von Ihnen vergeblichen Anstrengungen besiegt, selbst hinuntersteigen, Sie in seine Arme nehmen und Sie für immer in sein Reich führen.“²⁸

²³ Bonaventura, *Itinerarium mentis in Deum – Der Pilgerweg des Menschen zu Gott*. Übers. und erl. von M. Schlosser. St. Ottilien 2010, 118.

²⁴ Vgl. dazu die vorzüglichen Tabellen von F. Kolbinger, *aaO.*, 209–225.

²⁵ Der *Transitus* ist in der franziskanischen Ordensfamilie die liturgische Feier des Hinscheidens des hl. Franziskus am Abend des 3. Oktober 1226.

²⁶ Vgl. *aaO.*, 197.

²⁷ *AaO.*, 105.

²⁸ R. Stertenbrink, *Allein die Liebe. Ein Lebensbrevier aus tausend Texten der hl. Theresia von Lisieux*. Freiburg 1980, 165.